

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Reiter lachte der Gast auf. „Ihr fordert viel, mein guter Alter! Die Kunst, das Gold zu zeugen, ist nicht leicht! Sie muß in jahrelangen Kämpfen mit den Geistern der Tiefe errungen werden. Durch Fasten muß man seinen Leib kasteien, für eine Frist von sieben- und zwanzig Monden ist jeder Tropfen Wein verpönt — zweien Jahre lang darf man an jedem Montag und an jedem Freitag kein Wörtlein reden, muß an diesen Tagen so stumm sein wie ein Fisch. Getraut Ihr Euch, die Proben zu bestehen?“

„Um Himmels willen nicht!“ wehrte der Vogt erschreckt ab. „Fasten und den Wein entbehren — nein, das vermag ich nicht! Doch großer Meister — gewiß steht es in Eurer Macht, ein klein wenig mich von jener Kunst zu lehren! Wenn ich nur hin und wieder einen Kupferheller in Gold verwandeln könnte, dann wär' ich glücklich! Von Herzen bitt' ich Euch —“

„Weil Ihr so freundlich mir begegnet seid, so will ich Euren Herzenswunsch erfüllen!“ unterbrach der Gast den Sprecher. „Doch weil Euch keine Zauberkräfte innewohnen, müßt Ihr genau die Weisungen befolgen, die ich Euch gebe, sonst wird vergeblich Euer Mühen sein, das Gold zu zeugen.“

Und die auf dem Tisch liegende Ledertasche öffnend, entnahm der Gaukler derselben eine Phiole und hielt sie dem vor freudiger Erwartung zitternden Vogt vor die Augen.

„Nehmt dieses Fläschlein! Es birgt darin sich ein geheimnisvoller Saft. Bestreicht Ihr mit ihm ein Ding, mag es aus Holz, aus Eisen oder Kupfer sein, dann wandelt es sich flugs in lauter Gold. Doch dürft Ihr nicht dabei an einen Elefanten denken! — Habt Ihr mich wohl verstanden?“

Verblüfft starrte der Vogt den Sprecher an und stotterte: „Ich darf dabei an keinen Elefanten denken? Fällt mir im Traum nicht ein! Hab' in meinem ganzen Leben an solch ein Ungetüm noch nicht gedacht! Legt Ihr kein härteres Beding mir auf, dann wird es mir an Golde niemals fehlen!“

„Von Herzen gön'n' ich's Euch!“ versicherte der Fremde. „Wenn aber wider Erwarten der Zauber Euch im Anfang nicht

gelingen sollte, dann habt Geduld und laßt Euch von mir raten. Doch jetzt beginnt der Kopf mir schwer zu werden; ich sehne mich nach Schlummer. Habt nochmals Dank für Eure Lieb' und Güte!“

Der Vogt verstand den Wink und verabschiedete sich. Mit sichtlichem Eifer. Wahrscheinlich wollte er sofort die Wunderkraft des Fläschleins erproben.

Raum war das Geräusch seiner Schritte auf dem Flur verflungen, als der Fremde wieder an das Fenster trat und in die Nacht hinaus sah. Der Mond stand in voller Klarheit am Himmel und ließ jeden Gegenstand in dem Burghof genau erkennen. Nichts regte sich in dem weiten Raum, nur vom Palas her klang

das Johlen und Schreien der zehenden Ritter. Aufmerksam spähte der Gast nach den vergitterten Fenstern des seitlich gelegenen Turmes, aus welchen ein schwacher Lichtschein fiel, der zuweilen von einem Schatten verdunkelt wurde, als wandte jemand in dem Turmgemach hin und her. Der Späher schien mit dem Ergebnis seiner Beobachtungen zufrieden zu sein; leise trat er in das Gemach zurück, zog ein Pergamentblatt hervor und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die auf demselben verzeichneten Linien und Punkte. Dann schlich er zur Türe, horchte in den Flur hinaus und verließ geräuschlos die Stube. Tiefes Dunkel herrschte in dem Gange. Erst als sich das Auge an dasselbe gewöhnt hatte, konnte der sich an der Wand vorsichtig Weiterastende wahrnehmen, daß der Gang an einer schmalen Wendeltreppe endete, die offenbar in dem Turme aufwärts lief. Eine schmale Mauerscharte ließ hier ein mattes Licht hereindringen, so daß der nächtliche Wanderer eine eisenbeschlagene Türe erkennen konnte, die nach seiner Berechnung zu dem Ge- laß führen mußte, dessen Fenster er vorhin beobachtet hatte. Nochmals in den Gang zurücklaufend, trat der Gast an die Türe und pochte leise dagegen. Mehrmals vergeblich. — Erst als er das Pochen stärker wiederholte, klang aus dem Inneren ein Geräusch, als würde ein Schemel gerückt, und eine tiefe Stimme fragte: „Wer pocht?“

„Herr Burkhard Limpurg — tretet an die Tür und hört, was ich Euch sage!“ entgegnete der Gaukler, indem er den Mund an das Schlüsselloch legte.

Der Eingeschlossene ließ einen Auf der Überraschung aus, und unterdrücktes Neben klang aus seiner Stimme, als er fragte:



Deutsche Sanitätsoldaten mit ihren Hunden auf dem Wege durch eine mazedonische Stadt zur Front. Aufnahme von A. Grohs.

„Wer seid Ihr? Eure Stimme sollt' ich doch kennen!“

„Ein Freund, der Euch zur Freiheit verhelfen will!“

„Welf Hillefchoten?“

„Still doch — nicht so laut; nennt keinen Namen! Wer weiß, ob nicht die Wände Ohren haben! Als fahrender Gaukler bin ich auf die Ebersburg gekommen und warte jetzt die günstige Stunde ab, um mit Euch zu entfliehen. Haltet Euch bereit! Wenn alles glückt, seid Ihr in zehn Tagen wiederum in Frankfurts Mauern.“

„Ist's möglich, daß ich wirklich hoffen darf?“ fragte der Gefangene zweifelnd. „Doch wie wollt Ihr aus meiner strengen Haft mich lösen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht, doch habt Geduld! Kommt Zeit, kommt Rat! Ich geb' Euch Botenschaft, wenn die rechte Stunde gekommen ist. Bis dahin gehabt Euch wohl!“

„Bleibt noch und sagt mir nur das eine: Wo weilet meine Tochter? Geling es ihr zu flüchten?“

„Sie ist wohl aus und läßt Euch herzlich grüßen. In Fulda weilet sie in guter Hut. Doch still — mir war es, als hört' ich ein Geräusch — ich muß von dannen!“

Geräuschlos wie ein Schatten schlich Welf Hillefchoten — denn er war es — wieder den Gang entlang nach dem ihm angewiesenen Gemach. Aber ein eifriger Schreden überriefelte ihn, als er die Schwelle betrat. In der Mitte des von der Leuchte matt erhellen Raumes stand eine weibliche Gestalt, die in ihrem lichten Gewande wie ein geisterhafter Schemen anmutete — wie die gespenstische Frau, die der Sage nach auf der Ebersburg umgehen sollte. Einige Augenblicke stand der Eingetretene der Erscheinung fassungslos gegenüber, dann siegte der ihn in allen Lagen des Lebens befehlende unerschütterliche Mannesmut, und beherzt trat er näher.

Die Frau wendete ihm jetzt das Antlitz zu, und Welf erkannte in ihr die Gattin des Ritters Heinz von Ebersburg. Was suchte sie bei ihm? Hatte sie ihn belauscht, und mußte er gewärtig sein, daß sie ihn verriet? Es sollte ihm sofort darüber Klarheit werden.

„Ihr ahnt wohl, was mich zu Euch führt, Fremder!“ begann das junge Weib. „Die rohen Reiter haben Euch verwehrt, auf meine Frage Antwort zu erteilen — die Antwort, die mir werden muß, soll ich mich nicht in Gram und Leid verzehren.“

„Ihr habt die Frage an die Geisterwelt gestellt, vieleidle Frau, und nur die Geisterwelt kann Euch die Antwort geben! Ich selbst vermag es nicht!“ erwiderte Welf schnell gefaßt.

„O täuscht mich nicht, wie Ihr die Frevler drunten täuschtet! Ihr seid der Mann nicht, der Ihr scheinen wollt! Ihr seid kein Gaukler, seid kein Fahrender — schon Euer blaues Auge hat es mir verraten. Und nimmer kann ein Abkömmling von jenem fremden, heimatlosen Volke ein seelenvolles Lied so wie das Eure singen!“

Betroffen sah Welf die Sprecherin an und stammelte:

„Doch wen vermutet Ihr in mir, vieleidle Frau?“

„Bermuten heißt in Zweifeln sich ergehen! Ich zweifle nicht mehr, denn mit eigenen Ohren hab' ich gehört, daß Ihr gekommen seid, um den im Turm verwahrten Greis aus der Gewalt der Ruchlosen zu befreien.“

„Ihr habt gelauscht?“ fuhr es Welf heraus.

„Befürchtet nicht, daß ich Euch schändlich verrate!“ beschwichtigte das junge Weib. „Wollt' ich dies tun, dann ständ' ich nicht vor Euch. Ich kam hierher, um Antwort auf die Frage zu heischen, die ich an die Geisterwelt gestellt. Der Zufall hat die Antwort mir gegeben, indem er mich erkennen ließ, was Euch hierhergeführt. Ihr plant eine gute Tat, wenn Ihr den Übermütigen, die Gesetz und Recht verachten, die Beute aus den Räuberhänden reißen wollt, und mich erfüllt das dringende Begehren, Euch beizustehn mit meiner ganzen Kraft. Gelingt es Euch, mit dem Gefangenen zu entweichen, dann, fremder Mann, erbarmt Euch meiner und lasset mich mit Euch fliehen. Hier auf der Ebersburg ist mir das Leben eine Hölle, und erst, wenn ich den Staub von der verfluchten Stätte von meinen Füßen schütteln darf, dann winket mir die Hoffnung, daß ich wiederum den inneren Frieden finde!“

Verwirrt betrachtete Welf die mit stehend emporgehobenen Händen vor ihm Stehende. Die ungünstige Meinung, die er von der früheren Braut seines Freundes Bertold von Madenzell gehegt hatte, wich einem Gefühl des Mitleids. Er sah in dem schönen Weibe nur die Unglückliche, die, verblendet von Liebesleidenschaft, den falschen Weg gegangen war und ihren an dem Freunde begangenen Treubruch offenbar schwer büßte, nachdem sie die wahre Sinnesart des Mannes, der sie zu betören verstanden, erkannt hatte. Aber durfte er ihr rückhaltloses Vertrauen schenken? War ihr Empfinden für Heinz von Ebersburg so vollständig erloschen, daß sie nur in der Trennung von ihm ihr Heil sah? Sie mußte ihm doch von ganzem Herzen zugetan gewesen

sein, sonst hätte sie um feindtrollen nicht dem edelsten Menschen, seinem Freunde, die Treue gebrochen!

Als lese die junge Frau diese Gedanken auf Welfs Stirne, fuhr sie fort: „Ihr trauet mir nicht, weil Ihr Zweifel daran hegt, daß ich den, der mich Gattin nennt, hintergehen kann. Wenn Ihr das namenlose Leid ermessen könntet, das mir von Heinz von Ebersburg und seinen Brüdern zugefügt ward, dann würdet Ihr verstehen, daß jedes innere Band zwischen mir und ihm zerrissen ist, daß das mich einst für ihn befehlende Empfinden in unaussprechlichen Abscheu sich verkehrte. Mit heuchlerischen Worten hat er mich umgarnt, mein klares Denken mir verwirrt, so daß ich in entbrannter irrer Leidenschaft mein wahres Glück mit Füßen trat und seinen falschen Schwüren glaubte. Erst als ich mich unrettbar in seiner Gewalt befand, ließ er die Maske fallen; nicht wahre Herzensliebe war es, die ihn um mich werben ließ — nur seinen rohen Lüsten sollt' ich dienen, und als ich ihn an sein Versprechen mahnte, mir vor dem Altar die Hand zum Ehebunde zu reichen, da höhnte er mich ruchlos mit den Worten: Ein Ebersburger verkauft nicht seine Freiheit einem Weibe! Da erkannte ich mit Schaudern, welch schändlichem Betrage ich zum Opfer gefallen war; ernüchtert war ich von dem Rausch der Leidenschaft, und ein unsagbar eltes Empfinden trat an ihre Stelle. Völl Abscheu mied ich seine Nähe und kenne nur das brennende Begehren, für immer von seinem Anblick erlöst zu sein. Deswegen muß ich fort von hier, soll nicht das ungeheure Leid das Herz mir brechen. Hat auch mein in seiner Blüte getnicktes Leben keinen Wert mehr für mich, und sehne ich auch heiß den Tod herbei, so muß ich ein Gelübde hier auf Erden noch erfüllen, das ich mir selbst gegeben. Dazu sollt Ihr mir helfen! Erbarmt Euch meiner — laßt mich mit Euch fliehen!“

Das Mitleid, welches Welf Hillefchoten für die Unglückliche befeelt hatte, erhöhte sich zur innigen Teilnahme, nachdem sie ihm so offen einen Einblick in ihr innerstes Seelenleben gestattet hatte. Seine ritterliche Pflicht war es, der Armen mit allen Kräften beizustehen. Fast schämte er sich seines vorherigen Mißtrauens, und die Rechte der ihn mit bittenden Blicken Ansehenden ergreifend, sagte er warm:

„So will ich Euch nicht länger meine wahre Art verhehlen. Ein Reitersmann bin ich, in Frankfurts Solde, und kam hierher, um den gefangenen Greis, Herrn Burchard Limpurg, aus seiner Haft zu befreien. Gelingt mir dies mit Gottes Hilfe, dann will ich Eure Bitte gern erfüllen!“

„Mein Leben lang will ich Euch danken, will des Himmels Segen auf Euch herabfließen, wenn Ihr mich errettet!“ beteuerte das junge Weib. „Vielleicht kann ich mit klugem Rat Euch helfen, kann Gelegenheit bereiten, daß alles wohl gelingt? Gebietet über mich — gern wag' ich alles, wenn ich der verhassten Stätte entfliehen kann.“

Welf sah eine Weile sinnend vor sich hin, dann sagte er langsam, wie zu sich selbst: „Es zeigt sich mir ein Weg, der uns zum Ziele führt, wenn Ihr im Bunde seid. Mir ward für unbeschränkte Frist das Gastrecht auf der Ebersburg gewährt — so kann ich alles sorgsam vorbereiten. Hart in Geduld und fehr allabendlich zur gleichen Stunde wieder, damit ich Rates mit Euch pflegen kann. Ist es auch ein gewagtes Spiel, so wird es uns, wenn mich nicht alles trügt, gelingen.“

6. Verlorene Liebesmüh.

Es waren nun fast zwei Wochen vergangen, seitdem der fahrende Gaukler auf der Ebersburg verweilte. Er konnte mit der Behandlung, die ihm seitens der Herren der Feste und deren Bewohnern zuteil ward, zufrieden sein. Man begegnete ihm wie einem hochverehrten Gaste und ließ ihm in allem den freiesten Willen, so daß er sich unbehelligt in sämtlichen Räumen der Burg bewegen oder in den umliegenden Wäldern streifen konnte, in welcher letzteren er seltene Kräuter und Wurzeln suchte, die er nach seiner Angabe zu seinen geheimnisvollen Künsten gebrauchte. Die Kunde von diesen hatte sich durch die Genossen der Ebersburger in der ganzen Umgebung verbreitet, und alltätlich kamen Gäste auf die Burg geritten, um sich von den geschilderten Wundern selbst zu überzeugen. Daran hatten die Herren der Ebersburg gerade keine besondere Freude, denn des Beiwirtens und Zechens ward jetzt kein Ende, und kam es ihnen daher sehr gelegen, als der Wundermann erklärte, daß er erst mit dem Wechsel des nächsten Mondes instande sei, seine Zauberkünste wieder vorzuführen. Um so gelegener kam sie ihnen, diese Erklärung, als der Fremde sich auf die Bitten der Habgierigen hin bereitgefunden hatte, die Kunst des Goldmachers auf der Burg zu üben, allerdings unter der Bedingung, daß man ihn vollständig ungestört in seinem Gemach und in den an dieses angrenzenden Teilen der Burg schalten und walten lasse. Gerne hatten ihm die Herren der Ebersburg dies zugestanden und waren auch ganz damit einig, daß der Fremde sich vollständig abgefordert von den Gästen

der Burg hielt, so daß diese sich nach und nach wieder verloren, da ihre Neugierde nicht befriedigt wurde. Abriens war die Zeit auch nicht dazu angetan, sich an Spiel und Zauberkünsten zu ergötzen; hatten die Späher der gegen Fulda verbündeten Mitter doch gemeldet, daß Fürstabt Bertold eine gewaltige Streitmacht zum Zuge gegen sie rüstete, und mußten deshalb alle Vorbereitungen zur Gegenwehr getroffen werden. Um über diese zu beraten, hatten die Ritter beschloffen, sich auf der Burg Gise von Steinaus zu versammeln und waren die Ebersburger heute morgen mit einem Trupp Reifigen dorthin geritten, so daß für die Dauer ihrer Abwesenheit die Feste der Obhut des Burgvogts anvertraut war. So war nach Welf Hillefchens Dasturhalten heute der günstige Zeitpunkt gekommen, um die geplante Flucht ins Wert zu setzen. Er hatte die Zeit seiner Anwesenheit eifrig benützt, um alles vorzubereiten. Der Weising seines Jugendfreundes, des Bruder Volter, folgend, hatte er einen im Dorfe wohnenden früheren Knecht der Madenzeller aufgesucht, um ihn als Helfer zu gewinnen. Der Alte, Herfesi mit Namen, der immer noch mit leidenschaftlicher Verehrung an seiner früheren Herrschaft hing, war sofort bereit gewesen, zu einer zu bestimmenden Stunde an einer versteckten Stelle im Walde unterhalb der Burg drei Rosse zur Flucht bereitzuhalten, wie er auch versprochen hatte, die Flüchtlinge auf den nächsten geheimen Pfaden durch den Wald zu geleiten. Auch stand Welf Hillefchens in beständiger heimlicher Verbindung mit dem Gefangenen, Herrn Burthard Limpurg, und hatte ihm durch die Vermittlung der unglücklichen Waltrudis, die sich den Schlüssel zu der Zelle zu verschaffen wußte, mehrere zur Flucht notwendigen Dinge: einen langen, weißen, falschen Bart und einen grauen Mantel zutadeln lassen. Jetzt galt es nur noch, den Burgvogt zu täuschen, was bei der Einfalt und dem Aberglauben des Alten nicht schwer fiel. Welf hatte den Bogt, der ihm jeden Abend einen Krug Wein brachte, schon in gedachtem Sinn bearbeitet, indem er seine Bauchrednerkunst benutzte, um den Alten mit allerlei aus Winkeln und Ecken tönenden Geräuschen und Geisterstimmen dergestalt zu erschrecken, daß der arme Tor nach Einbruch der Dunkelheit in einem Zustande beständiger Angst dahinglebe. Um so mehr, als ihm von Welf anvertraut worden war, daß die auf der Ebersburg umgehenden Geister ihm, dem Bogt, offenbar übelwollten, weil er sich erdreiste, geheime Zauberkünste zu üben. Denn das Bestreben, ein Ding in Gold zu verwandeln, sei eine Zauberkunst, für welche die Hilfe der Geister vonnöten sei, und nur widerwillig dienten diese den Menschen. Diese Kunst hatte der Bogt nun allerdings geübt, wenn auch erfolglos. Schon an dem nächsten Tage, nachdem ihm das Fläschchen mit der zauberkräftigen Flüssigkeit übergeben worden war, hatte er Welf geklagt, daß er versucht habe, einen Kupferheller in Gold zu verwandeln, daß ihm dies aber nicht gelungen sei, weil er seltsamerweise immer an einen Elefanten habe denken müssen, sobald er die Flüssigkeit aufstrich. Zweifelloß müsse dies auf den Einfluß der ihm übelgesinnten Geister zurückzuführen sein, da er früher doch niemals an ein derartiges Tier gedacht habe. Mit wichtiger Miene bestätigte Welf Hillefchens diese Mutmaßung und tröstete den Bogt über seinen Mißerfolg mit dem Versprechen, daß er es mit Hilfe der ihm innewohnenden übernatürlichen Kräfte versuchen wolle, die auf der Ebersburg umgehenden Geister zu bannen und für immer von der Feste zu verschrecken. Zu diesem Zwecke müsse allnächtlch um die Mitternachtsstunde das kleine Mauerspörtchen neben dem Haupttor geöffnet sein, und niemand dürfe sich ihm, dem Geisterbeschwörer, in den Weg stellen, wenn er mit zauberkräftigem Harfenspielen die Geister aus der Burg lode. Wären die Geister erst aus dem Weichbild der Feste verbannt, dann würde das Zauberschlüsselchen seine Kraft bewahren. Der blindlings vertrauende Bogt hatte alles versprochen, und Welf war heute gegen Abend nochmals nach dem Dorf hinabgegangen, um den getreuen Herfesi an den verabredeten Platz im Walde zu bestellen.

Der Himmel selbst schien mit dem Wagemutigen im Bunde zu sein, denn nach seiner Rückkehr auf die Burg begann sich das Firmament mit dunklen Wolken zu umziehen und fernes Donnerrollen verkündete das Herannahen eines Gewittersturms. Als der Bogt wie gewöhnlich dem Gast den abendlichen Trunk brachte, waren die Elemente draußen in vollem Aufruhr und wütheten mit Blitz, Donner und Regenschauern um die Feste. Mit geheimnisvollen Mienen trat Welf dem Alten entgegen und raunte ihm zu: „Hört Ihr es, wie es draußen tost und stürmt? Die wilde Jagd zieht über die Gefilde und lockt mit ihrem wüthenden Gebraus die Geister und Gespenster all in ihr Gefolge. Das ist die rechte Nacht, um Geister auszutreiben! Bereitet alles vor, und wenn mein Harfenspiel ertlingt, dann scheucht die Wächter aus des Torres Nähe, auf daß der Zauber nicht gestört werde. Und haltet selbst Euch auch verborgen, solange Ihr den Harfenspieler ver-

nehmt; schließt dann das Spörtchen wieder und verschämnet nicht, drei Kreuze hinter den Vertriebenen zu schlagen — dann wird für ewige Zeiten ihnen die Ebersburg verschlossen sein!“

Mit offenem Munde und in atemloser Spannung hatte der von dem Heulen und Toben draußen eingeschüchterte Bogt zugehört und versicherte stammelnd, daß er alles genau befolgen wolle. Kaum hatte er sich entfernt, als Welf zu der Thür des Gefangenen schlich und ihn aufforderte, sich um Mitternacht zur Flucht bereitzuhalten. Die in das Geheimnis eingeweihte Waltrudis hatte er schon vorher, als sie ihm im Flur begegnet war, von allem verständigt, so daß ein Gelingen der Flucht in sicherer Aussicht stand.

Gegen Mitternacht hatte das Gewitter ausgetobt. Nur aus der Ferne hörte man noch verhallendes Donnerrollen, und zwischen den am Himmelszelt dahinjagenden zerrissenen Wolken blinkten bisweilen die Sterne, oder die Sichel des abnehmenden Mondes warf ihr mattes Licht über die vom Sturm zerkausten Wälder. Auf dem weiten Burghofe war es totenstill; nur der Nachtwind rauschte in dem Laubwerk der alten Linden, und aus dem oberen Teile des nach dem Flusse zu gelegenen Turmes tönte der unheimliche Ruf eines Uhus. In banger Erwartung des Kommenden hatte der Burgvogt den Wächtern am Tore geboten, sich bis auf weiteres in ihre Kammern zu begeben, hatte sodann das Mauerspörtchen neben dem Haupttore geöffnet und war, an allen Gliedern vor Angst bebend und doch von Neugierde gefoltert, nach der Wächterstube geschlichen, um Zeuge des Auszugs der Geister zu sein. Nicht lange brauche er zu warten. Als vom Kirchturm im Dorfe drunten die Mitternachtsstunde schlug, ward der Burghof urplötzlich von einer purpurroten Glut erhellte, und seltsame, dumpf abgebrochene Töne ließen sich vernehmen, die nach und nach in ein weiches, lockendes Saitenspiel übergingen. Schrillende, flagende und wispelnde Laute wurden dazwischen hörbar; wieder flammte es für einen Augenblick rot auf und der Bogt sah, wie der fremde Wundermann quer über den Hof nach dem Tore schritt, gefolgt mit einem Greis mit langem weißen Barte und einer Frau in lichte Schleppegewande. Ein eifriges Grauen überrieselte den Lauscher, und Gott und alle Heiligen um Beistand anrufend, wartete er stumm, bis der Spuk vorübergezogen war und die Harfentöne in der Ferne verklungen. Dann wankte er mit schlotternden Knien nach dem Mauerspörtchen, verschloß dasselbe und schlug drei Kreuze. —

(Fortsetzung folgt.)

Die verbotene Zigarette.

Eine brenzliche Geschichte von Paul Wlsh. (Nachdruck verb.)

Sträulein Lotte saß ernst und würdevoll da, die Hände übereinandergelegt und gehorsam wie ein Schulkind; natürlich wurde ihr dies schwer genug, denn sonst war sie ein „Hans in allen Gassen“, der immer den Kopf voller Torheiten hatte; heute aber sprach der Papa ein ernstes Wort mit ihr, und da gab es kein Ruden, da mußte still geessen und Mund gehalten werden, denn der Herr Papa war für Tollheiten nicht zu haben.

Ruhig und mit ersten Worten sprach der Vater zu ihr: „Also, mein Kind, du weißt, wir sind keine reichen Leute, deshalb sei verständig und überlege dir die Sache ernsthaft — wer weiß, ob sich dir zum zweiten Male eine so gute Partie bietet — natürlich will ich dich absolut nicht drängen, aber ich glaube, dir dies alles sagen zu sollen, bevor du den jungen Mann kennen lernen wirst.“

„Wann werde ich ihn kennen lernen?“ fragte die Kleine mit leisem Schmollen.

„Der Better schreibt, daß er ihn in diesen Tagen, vielleicht heute schon, hier erwarten kann.“

„Nun gut, ich will ihm freundlich begegnen, Papa; mehr kann ich doch vorerst nicht tun, nicht wahr?“ meinte sie heiter. Der Vater nickte, küßte ihr das Haar und die Stirn, dann ging er hinaus.

Und kaum war der alte Herr fort, da sprang Lotte auf, fuhr herum wie ein Wirbelwind und rief: „Das sollte mir gerade fehlen — so Hals über Kopf mich verheiraten zu lassen — ich den! ja gar nicht daran! — und wenn er wie ein Apoll ausfähe und reich wie ein Krösus wäre, ich nimm' ihn doch nicht — schon aus Opposition nicht!“

Aber da trat Mamachen ein und hörte die letzten Worte, und nun ging es von neuem mit der Predigt los.

„Kind! Kind!“ rief die alte Dame mit leisem Vorwurf, „wirst du denn nie zur Vernunft kommen! Beherzige doch, was dir Papa soeben erst gesagt hat.“

Lotte aber umhalsste die Mutter, tanzte mit ihr durchs Zimmer und sang statt aller Antwort eine flotte Operettenmelodie; und als sich Mamachen endlich atemlos freigemacht hatte und von neuem mit der Strafpredigt beginnen wollte, da machte das



Rumänische Bauern aus der Dobrudscha in ihrem Sonntagsanzug.

lustige Mädel einen tiefen, würdevollen Knix und entschlüpfte in ihr Zimmer, das sie dann hinter sich abschloß. —

nicht, er ging vorüber und war in seinem Bureau, wo sie ihn hörte.



Reste einer Außenwand der Klosterkirche auf dem Monte Santo bei Görz. (Mit Text.)

nebenstehenden Tischchens auf und holte eine Zigarettenbox heraus hervor. Nun gab sie sich dem Genuß des Rauchens hin, der um so süßer war, weil Papa ihn auf das strengste untersagt hatte.

Lang ausgestreckt lag sie da, blies den blauen Rauch der Zigarette in die Luft und überdachte recht behaglich alles, was der Papa ihr eben so ernst vorgetragen hatte.

Mit einem Male richtete sie sich hoch und horchte — einen Moment nur —, dann sprang sie entsetzt auf, denn sie hatte Schritt und Stimme des Vaters erkannt.

Hilf, Himmel! Wenn er eine Spur des Rauchens entdeckte — es gäbe einen gräßlichen Arger! Ratlos lief sie umher und suchte nach einem Ort, wohin sie die Zigarette werfen konnte; aber in der



Cand. theol. Elisabeth Pfister, der erste weibliche Pionier in der Schweiz. (Mit Text.)

Und nun warf sie sich auf das Ruhebett, schloß das Fach eines

Sie hörte, wie er nach dem Herrn Rat fragte, sah, wie er seine Karte abgab — sah, wie das Mädchen in Papas Bureau ging — und wie eine endlose Ewigkeit erschien ihr das alles —; endlich kam das Mädchen zurück — er möge in den Salon treten und ein wenig entschuldigen, der Herr Rat käme gleich.

Eile fand sie keinen Platz, der nicht zum Verräter geworden wäre; endlich, in tausend Angsten, öffnete sie kurz entschlossen das Fenster und warf die brennende Zigarette hinaus.

Aber, o Schreck, o Entsetzen! Die Zigarette fiel nicht auf die Erde, sondern auf den grauen Hut eines jungen Herrn, der eben in die Haustür treten wollte.

Atemlos vor Schreck und Angst sank sie in einen Stuhl. Aber der Vater, den sie erwartet hatte, kam



Stein-Chaos des einstigen Portales, welches durch die ital. Beschädigung dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Phot. Leipziger Pressebureau.

Doch der junge Herr, der Unglücksfelige? Das sonst so lustige Mädel war dem Weinen nahe.

Plötzlich ertönte die Glöde im Flur.

„Das ist er! Das ist er! Jetzt, Himmel, steh mir bei!“ flüsterte sie in namenloser Angst.

Dann schlich sie an die Tür, öffnete sie ein ganz klein wenig und horchte.

Eine Minute verging, es erschien ihr wie eine Ewigkeit. — Endlich kam das Dienstmädchen und öffnete. Er war es! Er war es wirklich! Der Atem stand ihr still.



Türkische Ziegenfelle, die als Wasserbehälter für Truppentransporte in der Wüste dienen.

Da atmete sie auf; nun hieß es handeln!
 Kurz entschlossen betrat sie den Salon.
 Mit ehrerbietigem Gruß trat der junge Herr näher und machte
 ihr eine Verbeugung.
 Sie nahm sich meisterhaft zusammen, preßte all ihre Angst

Mit einem feinen Lächeln entgegnete er: „Ach so, Ihnen,
 gnädiges Fräulein, verdanke ich dieses kleine Luftloch!“ wobei
 er seinen hellgrauen Seidensitz hochhob und das niedliche kleine
 Loch zeigte, das die fallende Zigarette eingebrannt hatte.
 Errötend antwortete sie: „Wie gesagt, mein Herr, ich kann



Attale. Von J. Vesin.

zurück und sagte mit einer ganz leise erzitternden Stimme: „Ich
 weiß, weshalb Sie kommen, mein Herr! Ich bitte vielmals um
 Entschuldigung! Ich war so sehr in der Erregung, daß ich nicht
 hinsah, wohin die Zigarette fiel! Aber glauben Sie mir auf mein
 Wort, daß es absichtslos geschah, und daß ich lebhaft bedauere,
 Ihnen den Schaden zugefügt zu haben!“

nur vielmals um Verzeihung bitten! Und übrigens bin ich auch
 gern bereit, den Schaden sofort zu ersetzen!“

„Aber nein!“ wehrte er lächelnd ab, „das ist ja gar nicht der
 Rede wert! — Nur möchte ich mir die ergebenste Anfrage erlauben,
 weshalb Sie die Zigarette denn gerade zum Fenster hinaus-
 warfen? Sonst benutzt man dazu doch meist einen Aschenbecher!“

„Immer mehr erdrosselnd antwortete sie nun: „Ich will Ihnen die reine Wahrheit gestehen, mein Herr — ich rauchte gegen den Willen Papas, und um mich nicht abfassen zu lassen, warf ich die Zigarette zum Fenster hinaus.“

„Ah, Sie selber, gnädiges Fräulein, sind eine so leidenschaftliche Raucherin? Das ist mir ja sehr interessant zu erfahren!“ — Bewundernd sah er sie an.

Sie aber, immer verlegener in der Angst, daß der Papa jeden Augenblick kommen könne, bat nun: „Und nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich nun nicht bei Papa verraten?“

„Gewiß nicht, gnädiges Fräulein!“ versicherte er glückselig und schlug die Hände stramm militärisch zusammen.

„Dafür danke ich Ihnen, mein Herr!“ rief sie freudig und reichte ihm offenerherzig die Hand hin.

Sofort ergriff er diese weiche, kleine, zarte Hand und küßte sie so herzlich, daß Lotte mit leisem Schreck zusammenzuckte und die Hand angstvoll zurückzog.

In diesem Augenblick trat der Herr Rat ein. „Was seh' ich!“ rief er freudig, „Herr von Besterfels, Sie erweisen uns die Ehre so bald! Mein Vetter schrieb mir erst heute! —“

Lächelnd antwortete der junge Herr: „Ganz recht, Herr Rat, mein Kommen ist verfrüht, ich war durch ein Telegramm hergerufen und da ich nun einmal hier war, wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, meine Aufwartung bei Ihnen zu machen!“

„Sehr liebenswürdig! Seien Sie uns herzlich willkommen!“

Lotte aber stand dabei und wurde bald blaß, bald rot, denn erst jetzt erfuhr sie, wem sie die Zigarette auf den Hut geworfen.

Als nun der alte Herr seinen jungen Gast zum Sitzen einlud und ihm den Hut abnahm, bekam Lotte einen neuen Schreck, denn Papachen besah das Loch im Filz und fragte heiter: „Was haben Sie denn damit gemacht?“

Der junge Herr aber antwortete glückselig: „Ja, Herr Rat, dieses unscheinbare kleine Löchlein ist für mich eine sehr, sehr liebe Erinnerung!“

Und da atmete Lotte wieder auf und dankte ihm dann durch einen zufriedenen, glückseligen Blick.

Später kam dann auch das Mamachen, das von Lotte herbeigetragen wurde, und als nach einer schnell vergangenen Plauderstunde der junge Herr sich empfahl, da sagte die kleine, sonst so wilde Lotte nichts mehr von Opposition.

Am anderen Morgen brachte ihr ein Dienstmann einen Strauß und ein ganz kleines Paletchen, und als sie dies aufwickelte, kam ein reizender silberner Aschenbecher zum Vorschein, und auf dem Rädchen standen die paar Worte: „Meine kleine Frau darf immer rauchen, wenn sie nur will.“

Da lachte die kleine Lotte ganz heimlich und küßte das Rädchen voll Glückseligkeit.

Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen.

Skizze von Eugen Peterfon. (Nachdruck verboten.)

Wenn irgendeine Persönlichkeit dazu berufen war, uns wichtige Einblicke in das Gefühls- und Familienleben Schillers tun zu lassen, so ist es seine Schwägerin Karoline von Wolzogen, geborene von Pengefeld. Ihr Werk über Schillers Leben hat sich für alle Zeiten einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte gesichert. Was sie nicht selbst erlebt hat, wußte sie aus den Mitteilungen aus des Dichters eigenem Munde oder aus den Erzählungen ihrer Schwester.

Wie schön schildert sie den Dichter in dem Sommeraufenthalt in Volkstätt, der für seine Verehelichung mit Charlotte bestimmt wurde. „Wie wohl war es uns“, schreibt sie, „wenn wir nach einer langweiligen Kaffeepause unsern genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten ... Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unseren inneren Sinnen. — Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Wände der Erde abfallen, und die sich in einem reinen, leichten Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zumute.“

Karoline von Pengefeld wurde am 3. Februar 1763 in Rudolstadt geboren. Ihre Jugendzeit ist bekannt genug, weshalb wir hier von derselben nicht besonders sprechen müssen.

Als sie der Trauung ihrer Schwester Charlotte mit Schiller beivohnte, war sie schon mit Herrn von Veulwitz verheiratet. Ihre Verbindung mit diesem Manne war jedoch von kurzer Dauer. Sie wurde wieder frei und bemerkte, daß ihr Verwandter, Wilhelm von Wolzogen, der sie und ihre Schwester gelegentlich einer Reise in die Schweiz in Stuttgart kennen gelernt hatte, sie innig liebte.

Seinerzeit, als er noch in Stuttgart die Karlschule besuchte, hatte er nicht daran denken können, um sie zu werben. Inzwischen

jedoch waren viele Jahre, und zwar nicht ungenützt, dahingegangen. Er hatte sich auf der Karlschule für das Pausfach ausgebildet und bei seinem Abgang von der Schule vom Herzog von Württemberg eine kleine Anstellung erhalten. Bald jedoch zeigte sich seine außerordentliche Begabung für die Diplomatie, und er wurde vom Herzog als geheimer Geschäftsträger Württembergs nach Paris gesandt, wo es damals schlimm aussehen mochte.

Es war dies die Zeit der Schreckensherrschaft während der französischen Revolution, und Wilhelm von Wolzogen erlebte dort die seltsamsten Dinge. Er war sogar in jener Sitzung anwesend, in welcher der unglückliche König Ludwig XVI. von seinen ungetreuen aufrührerischen Untertanen zum Tode verurteilt wurde. In seinem Tagebuch schildert er die Hinführung und erzählt ferner von einer Aufführung der „Räuber“, welche die grausame Sinnesart der französischen Revolutionäre zu einem Schauerstück umgewandelt hatte, das in dieser neuen schrecklichen Gestalt unter dem wilden Beifall der Zuschauer in Paris auf die Bühne kam.

Also war der jugendliche Wilhelm von ehemals ein gereifter Mann geworden, der in seinem bedeutungsvollen Amt seine Tüchtigkeit hinlänglich bewiesen hatte. Und als er nach seiner Rückkehr aus Paris seine geliebte Rufine als freie Frau wiederfand, da war sein Entschluß gefaßt. Und er brauchte nicht einmal nach Rudolstadt zu reisen, um seine Werbung vorzubringen, denn ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß ihm Karoline von Pengefeld auf halbem Wege entgegengekommen war. Ihre schon seit Jahren geschwächte Gesundheit hatte den Gebrauch der Bäder in Cannstatt bei Stuttgart nötig gemacht, weshalb sie seit längerer Zeit auf dem Landgut Gaisberg, das einer Freundin gehörte, weilte, von wo aus sie Cannstatt bequem erreichen konnte.

Karoline, die den jungen, liebenswürdigen Vetter schon immer gern gesehen hatte und ihn seiner Fähigkeiten wegen um so mehr schätzte, nahm seine Werbung gern an. Bald darauf lehnten beide in die Heimat zurück und ließen sich in der kleinen Dorfkirche des Wolzogenschen Familiengutes Baurbach in Thüringen noch im Herbst desselben Jahres 1794 trauen.

Schiller sah diese Verbindung seiner Schwägerin mit seinem Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen nicht gern. Seiner Ansicht nach paßten dieselben nicht zueinander. Er und seine Gattin wohnten nicht einmal der Hochzeit bei.

Dennoch sollte Schiller sich getäuscht sehen. Karoline und Wilhelm wurden sehr glücklich und blieben es, bis der Tod sie schied.

Viele Jahre später erzählte Karoline ihrem Sohn über ihren Hochzeitstag in Baurbach:

„Ende September kamen wir an; am folgenden Tage ließen wir uns in der kleinen Kirche trauen. Am nächsten ließen wir die Bauern tanzen, und ich ging mit meinem Vater nach dem Wirtshause. Die Freude und Munterkeit der Landleute, das Gefühl, für immer ungetrennt leben zu können, bewegte unsere Brust. Als ich mit meinem Vater in dieses stille Stübchen trat, setzte er sich dort auf das Sofa und weinte vor Freude. „Es muß mir ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich“, sagte er groß und tief, wie er in allen seinen Gefühlen war.“

Aber es kam kein Unglück, vielmehr folgten viele glückliche Jahre, die glücklichsten in Karolines langem Leben.

Nach der Hochzeit kehrte das Paar zunächst nach Württemberg zurück, weil Wolzogen dort durch die Gunst des Herzogs am ehesten eine Stellung zu erhalten hoffte. Aber die französische Revolution hatte bis hierher sogar Unruhe und Verwirrung gestiftet, weshalb Wolzogen vorzog, mit seiner Gemahlin in die Schweiz zu gehen, wo dem Paar in Stein am Rhein ihr einziger Sohn Adolf am 10. September 1796 geboren wurde. Als dann lebte Wolzogen abwechselnd in Jena und Rudolstadt, und hier, in der Nähe Schillers, erwachte die alte Liebe und Freundschaft, die beide Teile von Jugend an verband, aufs neue. Die Versöhnung ließ nicht lang auf sich warten, und als Wolzogen im nächsten Jahre zum weimarischen Kammerherrn und Kammererrat ernannt wurde und deshalb ein dauerndes Zusammenleben beider Familien in Aussicht stand, wurde diese Versöhnung von beiden Teilen freudig begrüßt.

Auch in dieser Stellung bewies Wolzogen seine große Befähigung und zählte bald zu den angesehensten Persönlichkeiten am weimarischen Hofe, und auch Karoline fand hier im Verkehr mit Schiller und Goethe Gelegenheit genug, ihren immer wissenschaftlichen Geist zu befriedigen. Selbst Dalberg, der hochangesehene Statthalter von Erfurt, gehörte zu den Persönlichkeiten, die in diesen Zeiten Karoline eng befreundet wurden. Ganz besonders hoch aber wurde diese Frau von ihrem Gatten geschätzt. Diese Hochachtung drückt Wolzogen außerordentlich schön und ausführlich in einem Brief an seinen Freund, den Major von Truchsess aus, den er an diesen richtete, als er vom Herzog von Weimar nach Petersburg entsandt wurde, um dort für den Erbprinzen von Weimar um die Hand der schönen russischen Kaiserin

Maria Paulowna zu werden. Mit schwerer Besorgnis trat er diese damals unbequeme Reise an, um so mehr, als er sich gar nicht wohl fühlte, und empfahl in dem vorhin erwähnten Brief dem Freunde seine Familie:

„Lieber Freund,“ schreibt Wolzogen an Herrn von Truchseß, „im Begriff, eine weite Reise anzutreten, denke ich an das Los meiner Familie, wenn ich nicht wiederkehren sollte. . . In Ihnen, lieber Truchseß, lernte ich den Mann kennen, dem ich das mit Zuversicht anvertrauen kann, was mir hier so unendlich lieb und wert ist. Meine Frau, eine der schönsten Charaktere, die ich im Leben angetroffen — so viel Geist, mit so unendlich großer Sanftmut, so viel herzliche Liebe, mit solchem Drang nach hohen Gegenständen, so unbegreiflich einfach und so viel umfassend; eine gute Hausfrau, eine zärtliche Mutter, und doch Schöpferin von Welten, die ihre schöne Phantasie in solcher Harmonie ordnet. Ich kann nicht beschreiben, lieber Freund, wie unendlich glücklich ich die Jahre war, die ich mit dieser ausgezeichneten Frau verlebte. . .“

Welch schöne Anerkennung für eine Frau; wie stolz durfte sie darauf sein.

Wolzogens Besorgnis war jedoch grundlos. Glücklich kehrte er heim und machte dieselbe Reise noch zweimal, ehe seine Aufgabe gelöst war und die Großfürstin Maria Paulowna als Gemahlin des jungen Erbprinzen in Weimar einzog.

Wolzogen wurde zum Oberhofmeister der jungen Erbprinzessin und zum Geheimen Rat und Mitglied des Ministeriums mit dem Titel Excellenz ernannt.

Gerade in diesen glücklichen Tagen erschien Karolinens erster und berühmter Roman: „Agnes von Lilien“ in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift „Die Horen“ und erregte allgemeines Aufsehen. Und als das Werk in Buchform ohne Namensnennung zur Ausgabe gelangte, hielten viele es für ein Werk von Goethe, dieser aber selbst glaubte, Schiller hätte seiner Schwägerin geholfen, so schön war es. Doch hatte Schiller den ersten Band erst gelesen, als er vollendet vor ihm lag, und auf die Abfassung des zweiten Bandes nicht den geringsten Einfluß ausgeübt.

Wenn auch das Werk manche Schwäche aufweist, und die Phantasie der Dichterin oft von dem Kernpunkt abschweift, so ist das Buch doch von den größten Geistern der damaligen Zeit sehr gewürdigt worden.

Dies Werk blieb für lange Zeit Karolinens einziges größeres Werk, denn sie hatte an ihres Vaters Seite nicht viel Zeit für literarisches Schaffen. Sie begleitete ihn mitunter auf seinen Reisen, die er oft im Auftrag des Herzogs machen mußte. Es sei hier besonders ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Paris hervorgehoben, auf dem sie bedeutende Menschen und herrliche Kunstwerke kennen lernte, an denen Paris damals so reich war.

Da traf Schillers Tod wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel alle, die ihm nahestanden! Obwohl der Dichter schon seit langer Zeit sehr leidend gewesen war, hatte doch niemand sein Ende so bald erwartet: Karoline ging der Tod ganz besonders nahe. Es schwand mit Schiller gewissermaßen der Sonnenschein umgetrübten Familienglücks.

Auch Wolzogen hatte kurze Zeit darauf infolge eines Weinbruchs schwer zu leiden, ebenso trugen die Aufregungen, welche Napoleons Eroberungszug verursachte, viel dazu bei, daß sein Gesundheitszustand sich nicht bald besserte. Das Wolzogensche Haus wurde von eindringenden französischen Soldaten vollständig ausgeplündert, und es ist begreiflich, daß ein Mann in so verantwortungsvoller Stellung, wie Wilhelm von Wolzogen, mehr als andere unter diesen Ereignissen litt. Sein ganzes Streben zielte dahin, das kleine Land Weimar, für das er verantwortlich war und auf das er einwirken konnte, vor Unterdrückung durch den französischen Kaiser zu schützen.

Auf einer weiteren Reise, die Wolzogen im Auftrag des Herzogs nach Paris unternahm, erkrankte er bedenklich, so daß ihm nach seiner Rückkehr nur noch eine kurze Spanne Lebenszeit beschieden zu sein schien. Vergeblich hoffte er auf einen günstigen Kurerfolg in Wiesbaden. Er sollte jedoch Weimar nicht wiedersehen. Seine Gattin hatte ihn in Wiesbaden besucht und ihn dort aufopfernd gepflegt, bis er am 17. Dezember 1809 mit vollem Bewußtsein in ihren Armen verschied.

Wie sehr Wolzogen seine Gattin geliebt und verehrt hatte, beweisen die letzten Worte, die er auf seinem Totenbette an Karoline richtete und in denen er zum Ausdruck brachte, daß er sich freue, Schiller wiederzusehen, seine Mutter und Karolinens Vater, um diesem zu danken, daß er in seiner Tochter ein solches Glück gefunden habe.

Die Gattin durfte mit Recht stolz sein auf solche Anerkennung. Die Nachwelt aber ersieht hieraus, wie schätzenswert der Charakter dieser Frau war und wie liebevoll ihr Herz gewesen.

Aber auch sie hat ihren Vatten hoch geschätzt. „Dein Vater opferte sich für uns auf,“ schrieb sie einmal an ihren Sohn; „um

und wohlhabend zu machen, ertrug er das rauhe Klima Russlands und die schwierigen Hofverhältnisse. Doppelte Mühsal ist es für uns, mit dem erworbenen Gut hauszuhalten, da es Deinem Vater große Anstrengungen kostete.“

Der Sohn aber war anders geartet als sein Vater; leichtsinnig, vergnügungssüchtig, und gar bald war seine Gesundheit zerrüttet, so daß er als Infanterieoffizier seinen Abschied nehmen mußte. Er lebte dann zurückgezogen auf seinem Landgute Bösleben in Gesellschaft seiner Mutter, die ihn unermüdlich pflegte und sich freute, in seinem Zustand eine wesentliche Besserung zu sehen.

Doch nicht lange sollte sie sich dessen freuen dürfen. Eines Tages hatte der Sohn den Wunsch geäußert, auf die Jagd gehen zu dürfen; die Mutter selbst hatte ihm zu diesem Zweck die Kinte gereicht, einen Augenblick später, nur wenige Schritte vom Hause entfernt, entlud sich plötzlich das Jagdgewehr und vernichtete des Sohnes junges Leben.

Die Mutter hatte nun das Letzte verloren, das ihr lieb gewesen; sie legte tiefe Trauer an, die sie nie mehr ablegte.

„Ich litt, was ein menschliches Herz zu leiden vermag, und ohne Hilfe von oben hätte ich verzweifeln müssen“, schrieb sie an einen ihrer Freunde.

Ein Jahr später starb dann noch ihre Schwester Lotte Schiller. Jetzt stand sie ganz einsam da. Dennoch brach sie nicht ganz zusammen. Ihre tiefe Frömmigkeit ließ sie nicht verzagen. Sie verließ das Gut und lebte von da ab in einer einfachen Vorstadtwohnung in Jena, obgleich ihr die nunmehrige Großherzogin Maria Paulowna in herzlichster Weise eine Wohnung im großherzoglichen Schlosse angeboten hatte. Nach wie vor wurde sie von den bedeutendsten Menschen jener Zeit aufgesucht, die großen Gelehrten der Universität Jena pilgerten nach ihrer Vorstadtwohnung, um mit der vornehmen, geistvollen Frau eine Stunde plaudern zu können. Gegen alle diese Freundlichkeiten konnte sie sich nicht verschließen, und bald stand sie wieder mit einem auslesenen Kreise im Verkehr. Ihr ganzes Denken und Fühlen blieb jedoch der Vergangenheit zugewandt, für sie gab es im Leben nichts mehr, das sie wirklich tief zu interessieren vermochte, wovon auch ihre nach und nach erscheinenden Bücher deutliches Zeugnis ablegen. Sie lebte in ihren Werken selbst noch einmal alles durch, was sie einst glücklich gemacht hatte, und ertrug deshalb leichter die ernste Gegenwart.

Zu dieser Zeit entstand dann auch ihr berühmtes Buch „Schillers Leben“, die Quelle für so manchen, der über den großen Dichter geschrieben hat.

Es erschienen ferner zwei Bände Novellen, von denen die Verfasserin selbst sagte: „In meinen Erzählungen lebt eine freundliche Vergangenheit, die mir selbst ganz fremd geworden ist.“

Neun Jahre später veröffentlichte sie noch einen Roman „Corbelia“. Ihr letztes Buch „Alma“ aber ist unvollendet geblieben.

Noch im hohen Alter machte sie viele Reisen, besuchte wiederholt die Kinder ihrer Schwester, die sie zärtlich liebte. Plötzlich erkrankte sie und war vier Monate ans Bett gefesselt. Sie verschied am 11. Januar 1847 im Alter von 84 Jahren.

Der Enkelsohn Goethes, Wolfgang von Goethe, der bis zuletzt in regem Verkehr mit der Greisin gestanden hatte, berichtet von „der herzlichen Teilnahme Karolinens, die seine Seele hervorgelockt habe, wie das Sonnenlicht die Pflanze“. Wahrlich ein schönes Zeugnis und ein Beweis dafür, daß das Herz dieser edlen Frau, trotz aller ihr widerfahrenen Leides, doch nicht erstarrt war gegen fremdes Schicksal und der Reichtum ihrer Seele groß genug gewesen ist, um bis ans Ende auszuhalten. Auf ihrem Grabstein finden wir die von ihr selbst gewählte Inschrift:

„Sie irrete, litt, liebte, verschied im Glauben an Christum,
die erbarrende Liebe.“

Ein Gratischmaus.

Ein sehr gut gekleideter Herr mit den Manieren des vornehmen Mannes trat in ein erstklassiges Pariser Speisehaus und bestellte ein ausgesucht feines Essen nebst einer Flasche des besten Weines. Als ihm beides serviert worden war, arbeitete er sich durch die verschiedenen Gänge hindurch mit der behaglichen Miene des echten Feinschmeckers.

Schon war er mit dem Nachtiß halb fertig, als draußen ein geschlossener Wagen vorfuhr. Ein würdiger, älterer Herr mit einem Faltenbild und einem sehr ernsten, entschiedenen Gesichtsausdruck entstieg dem Wagen, trat in das Lokal und wendete sich an den Besitzer, der unweit der Türe die eintretenden Gäste begrüßte.

„Herr Wirt, ich muß um die Erlaubnis bitten, einen Rundgang durch Ihre Räumlichkeiten vornehmen zu dürfen. Wenn ich recht unterrichtet bin, so hält sich um diese Zeit ein Mann hier auf, ein Bankier, den ich wegen betrügerischen Bankrotts verhaften soll. Ich bin der Kriminalkommissar X.“

Natürlich gab ihm der Wirt die erbetene Erlaubnis und der Kommissar durchschritt die Säle, gefolgt von dem neugierigen Besitzer des Restaurants. Als der Fremde des andächtig schmauenden vornehmen Feinschmeckers anständig wurde, wendete er sich um und zog den Wirt mit sich aus dem Saale. „Ich war recht unterrichtet“, flüsterte er ihm zu. „Der Herr dort ist es, den ich suche. Aus Rücksicht auf den guten Ruf Ihres Geschäfts werde ich die Verhaftung nicht hier vor aller Augen vornehmen. Sagen Sie ihm nur, sein Freund, der Baron L., erwarte ihn draußen und habe notwendig ein paar Worte mit ihm zu sprechen.“

Der Speisewirt bedankte sich für die gütige Rücksichtnahme und ging, um seine Bestellung bei dem so wenig nach einem banterotten Bankier aussehenden Herrn anzubringen.

Der sagte erfreut: „Ah!“ stand auf, trank hastig seinen letzten Rest von Wein aus, griff nach seinem Hut und trat auf die Straße. Dort wurde er von dem Kriminalkommissar mit Beschlag belegt und in den Wagen genötigt, der eilend davonfuhr.

Am andern Tage begab sich der Inhaber des Restaurants auf die Polizeistation seines Bezirks und fragte an, wohin er sich wegen Bezahlung des extrafeinen Essens zu wenden habe, das der Gefangene vom vorhergehenden Tage bei ihm verzehrt hatte, und das nebst Wein sechzig Franken kostete. Niemand verstand ihn, denn es war kein betrügerischer Bankerotteur verhaftet worden, war auch keiner da, den man hätte verhaften können. Es war keine andere Erklärung möglich, als daß der sogenannte Bankier ein Betrüger war, der sich auf diese sinnreiche Weise zu einem Gratischmaus verholfen hatte, und daß der falsche Kriminalkommissar mit dem Falkenbild eben nur sein Helfershelfer war. E. D.

Unsere Bilder

Die Ruinen des berühmten Klosters auf dem Heiligen Berg (Monte Santo) bei Görz. Das Kloster, in dem die Brüder die Verwundeten aufnahmen und pflegten, wurde ohne militärischen Grund während der Beschießung von Görz von den Italienern in Trümmer gelegt, trotzdem weithin sichtbar die Fahne des roten Kreuzes über dem Kloster wehte. Durch die Beschießung kam eine Reihe Klosterbrüder und Verwundeter ums Leben. Mit der Zerstörung dieser Kirche ist der gesamten meist italienischen Landbevölkerung in weitem Umkreis eine Wallfahrtskirche von großem Ruf genommen.

Der erste weibliche Pfarrer in der Schweiz, cand. theol. Elisabeth Vissler, ist zum erstenmal in Zürich in pfarramtlicher Tätigkeit aufgetreten. Während bislang nur Nordamerika weibliche Pfarrer kannte, hat die Frauenbewegung inmitten des Weltkriegs, der in den kriegsführenden Ländern ein ganz ungeahntes Einspringen der Frau in die männlichen Berufe veranlaßte, auch in einem neutralen Land einen wesentlichen Sieg errungen.

Allerlei

Ein Kenner. Gast: „Das ist gar kein Wein, Herr Wirt! Da waren nie Weinbeeren dabei. Ich verstehe mich darauf, denn ich bin seltener Weinbändler! Geben Sie mir Naturwein!“ — Wirt: „Sie sind Weinbändler? Unmöglich, mein Herr, sonst würden Sie solche Dinge nicht verlangen!“

Die schönste Grabchrift auf einen Fürsten ist wohl auf Germanicus (bei Tacitus, Annal. II, 72): Ihn betrauernten auswärtige Nationen und Könige. So liebevoll war er gegen Bundesverwandte, sanft gegen die Feinde! Ob man ihn sah, ob man ihn hörte, gleich achtungswert, da er Größe und Würde des höchsten Glückes behauptend, doch Stolz und Übermut hatte gemieden.

Im gewagt. Als Lesebrve von Napoleon I. zum Herzog von Danzig ernannt war, besaß er ein Landgut zu Cambant, im Departement Seine et Marne. In dem Schloße befand sich ein sehr großer Schrank, welchen eines Tages die Gattin des Marschalls ihrer Freundin, der Baronin Legarde, Frau des Präfekten, öffnete. Was enthielt dieser Schrank? Verschiedene Kleidungsstücke, welche der Herzog und die Herzogin seit ihrer Heirat nacheinander getragen hatten; nämlich geringe Volkstrachten und zuletzt den Herzogsmantel. „Mein Mann und ich“, sagte Frau Lesebrve, „haben ein Vergnügen daran, dieses aufzubewahren, gleichzeitig“, fuhr sie lächelnd fort, „ist es nicht übel, wenn man diese Sachen zuweilen beschaute, man vergißt sich dann nicht.“

Wie und wann man eine Duvertüre schreiben soll, darüber gibt ein Brief Rossinis Auskunft. „Warten Sie bis zum Abend der ersten Vorstellung“, gibt er einem jungen Musiker seinen Rat; „nichts begeistert so als die Not, die Anwesenheit eines Abschreibers, der auf die Arbeit wartet, und

bei Anblick eines Directors, der sich verzweifelt die Haare ausreißt. In Italien waren zu meiner Zeit alle Direktoren schon mit dreißig Jahren lahlopfig. Ich schrieb die Duvertüre zum „Othello“ in einem kleinen Zimmer, in dem mich der ungebärdigste Direktor mit einem Maffaronigericht eingeschlossen hatte und mir drohte, ich werde den Ort nicht lebendig verlassen, ehe ich die letzte Note geschrieben hätte. Ich schrieb die Duvertüre zur „Diebischen Elster“ am Tage der ersten Vorstellung auf dem Boden des Teatro de la Scala, wo der Direktor mich unter der Aufsicht von vier Kulischienschiebern gelassen hatte, welche den Kopisten meine Duvertüre stückweise zusteckten. Lieferte ich keine Musik, sollte ich aus dem Fenster geworfen werden.“

Gemeinnütziges

Wurzelpeterjilien können wintersüber im Freien bleiben, die Blätter werden entfernt. Zum Bedarf für den Küchengebrauch wird aber eine entsprechende Anzahl Wurzeln ausgehoben und im Keller eingeschlagen.

Chrysanthemumblumen verkrüppeln ober plagen, wenn die Pflanzen zu spät nochmals gebüngt werden. Sobald sich daher an den Blüten die Farbe zeigt, ist jede Düngung vollständig überflüssig.

Dem Geflügel verschiedene Futterarten zur selben Mahlzeit zu geben empfiehlt sich durchaus nicht. Die Hühner suchen sich dann das ihnen am meisten zusagende Futter heraus und lassen das andere vielleicht ganz liegen. Wenn man Weichfutter gibt, so bleibe das Körnerfutter weg und umgekehrt.

Apfel auf feinere Weise abzubaden. Bemerkt man bei den für den Winter eingekellerten Äpfeln, daß sie unansehnlich werden oder gar zu faulen beginnen, und ist der Vorrat zu groß, um schnell verbraucht zu werden, so entschliefte man sich möglichst bald, die Äpfel abzubaden, wofür folgendes Verfahren zu empfehlen ist. Die Äpfel werden geschält, alles fleddige Fleisch gut ausgekaut, ebenso die Blüte und der Stiel. Dann macht man rund herum sechs gleichmäßige Einschnitte, legt die Äpfel in eine flache Schüssel und schiebt sie in einen mäßig heißen Bratofen. Sind sie darin abgekaut, so nimmt man sie heraus, stellt sie auf ein Brett und drückt sie mit der flachen Hand breit, bestreut sie auf beiden Seiten mit feinem Zucker und läßt sie über Nacht im Bratofen nachtrocknen. Dann bestreut man sie nochmals mit Zucker und stellt sie auf den warmen Küchensen, bis sie sich ganz trocken anföhlen. Man hebt diese Äpfel am besten in luftigen Säcken hängend auf. Sie geben ein gutes Apfelmus oder Apfelmus und halten sich sehr lange. — Durch das mehrmalige Bestreuen mit Zucker wird der Wohlgeschmack der Äpfel bewahrt. M. Kn.



Wid in einen Kreuzgang des Klosters auf dem Monte Santo. (Mit Text.)

Phot. Leipziger Pressebureau.

Neue Möbel schinken bisweilen schon nach kurzem Gebrauche aus. Eine Einreibung derselben mit einem Gemische von gleichen Teilen Leinöl und Franzbranntwein beseitigt gewöhnlich ziemlich rasch die Flecke.

Im Zimmer eines Fieberkranken soll eine Temperatur von höchstens 20 Grad Celsius herrschen. Die Bettdecke des Patienten muß leicht sein, die Wäsche ist öfters zu wechseln. Stühle und Räder des Kranken können durch kalte Umschläge gekühlt werden.

Auflösung.

W	A	C	H	S
A	C	H	A	T
C	H	I	N	A
H	A	N	A	U
S	T	A	U	B

Scharade.

Schwarz ist das Erste wie die Nacht, Wer's hat, ist drüber aufgebracht, Das Zweite lacht im Garten dein, Am Fenster auch, als Blümlein. Das Ganze blüht zur Verrücktheit, In seinem schönen Wurzelschneid.

Julius Fald.

Ziilenrätsel.

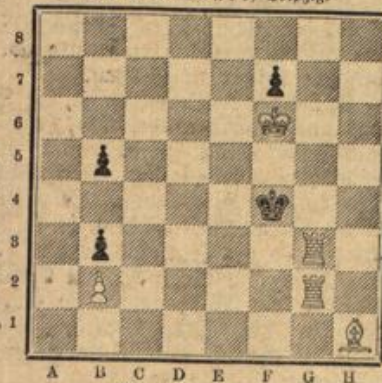
ba, bin, d, en, er, ka, lang, na, nie, ni, ra, reth, ro, ro, sam, son, ster, u, ve, za.

Aus obigen Silben sind 6 Worte zu bilden, die bedeuten: 1) Einen weiblichen Vornamen. 2) Eine bayerische Stadt. 3) Einen abenteuerlichen Seefahrer. 4) Ein Aukland in Deutsch-Ostafrika. 5) Eine Betanbung. 6) Eine Stadt in Galizien. Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben eine Lösung in Reimend.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 165.

Von E. Brunner, Leipzig.



Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Mancher meint, er kenne mich, der noch nie erkannte sich.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.